

Petros Markaris

# *Zahltag*

*Ein Fall für  
Kostas Charitos*

*Roman*

*Aus dem Neugriechischen von  
Michaela Prinzinger*

Diogenes

Titel der 2011 bei  
Samuel Gavrielides Editions, Athen,  
erschiedenen Originalausgabe:  
Ἐπεραΐωση  
Copyright © 2011 by Petros Markaris  
und Samuel Gavrielides Editions  
Umschlagfoto von Theresa Förster (Ausschnitt)  
Copyright © Theresa Förster  
Dieser Band wurde für die deutsche Fassung  
in Zusammenarbeit mit dem Autor  
nochmals durchgesehen

*Für Josefina, wie immer*

Alle Rechte vorbehalten  
All rights reserved  
Copyright © 2012  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
250/12/52/1  
ISBN 978 3 257 06841 2

Ich gebe zu, es ist mir ganz recht, dass keine neuen Mordfälle vorliegen und ich mich auf die Archivarbeit konzentrieren kann. Vermutlich wähne ich mich damit auf der sicheren Seite. Man kann schließlich keine Fehler machen, wenn man nichts zu ermitteln hat. Doch sollte man sich nie zu früh freuen. Das Handy läutet Sturm, als ich um halb neun Uhr beim morgendlichen Kaffee sitze, während Adriani gerade grüne Bohnen putzt.

»Schluss mit dem Großreinemachen, Herr Kommissar. Wir haben einen Toten.« Vlassopoulos' Stimme vibriert freudig, als hätte er beim Toto gewonnen, das er ausnahmslos jede Woche spielt.

»Wo?«

»Auf dem Kerameikos-Friedhof.«

»Seit wann sind wir auch für Tote zuständig, die zur Bestattung auf dem Friedhof liegen, Vlassopoulos?«, frage ich erstaunt.

»Aber nein, ich meine doch den antiken Kerameikos-Friedhof, Herr Kommissar, in der Pireos-Straße.«

»Gut, ich komme.«

Ich weiß nicht, ob ich fluchen oder mich bekreuzigen soll, damit die Aufklärung erfolgreich vonstattengeht. Auf alle Fälle verfluche ich Gikas, der mir den Floh mit der Beförderung ins Ohr gesetzt hat.

»Nehmen Sie nicht Ihren Wagen, ich schicke Ihnen besser einen Streifenwagen vorbei«, sagt Vlassopoulos.

»Wozu denn?«

»Das Zentrum ist gleich wieder dicht.«

»Was ist jetzt schon wieder los?«

»Fragen Sie mich was Leichteres«, entgegnet er, bevor er auflegt.

»In Griechenland hält ein Wunder nie länger als drei Tage an«, sagte meine selige Mutter immer. Obwohl, in meinem Fall hat es sogar etwas länger gedauert, bis wieder ein Mord passierte. Ich bemühe mich redlich, mir selbst Mut zuzusprechen, denn der Mann auf dem Kerameikos-Friedhof muss ja nicht unbedingt einem Mord zum Opfer gefallen sein, er könnte auch einen Unfall oder einen Herzschlag erlitten haben.

Fünf Minuten später steht der Streifenwagen der Polizeiwache Vyronas vor der Tür. Ein junger Kollege sitzt am Steuer.

»Wie fahren wir hin?«, ist meine erste Frage.

»Wie immer, unter Einsatz der Sirene.«

»Wer geht denn heute wieder auf die Straße?«

Er wirft mir über den Rückspiegel einen Blick zu. »Ist auch nicht weiter wichtig, Herr Kommissar. Einmal ist es ein Berufsverband, dann wieder irgendeine Partei, beim dritten Mal irgendeine Menschenmenge, die vor dem Parlament Politiker beschimpft. In den meisten Fällen wissen wir es selbst nicht. Wir beziehen unsere Posten und warten ab, was auf uns zukommt.«

In der Rizari-Straße schaltet der Fahrer die Sirene ein. Der Vassilissis-Sofias-Boulevard ist in beide Fahrtrichtun-

gen gesperrt. In null Komma nichts haben wir ihn hinter uns gelassen und erreichen die Panepistimiou-Straße. Banken und Geschäfte haben die Rollläden heruntergelassen, die Straße ist menschenleer. Das Bild erinnert mich an den Militärputsch vom 21. April 1967. Nur dass keine Panzer über die Straßen rollen.

Erst nach der Kreuzung mit der Patisision-Straße belebt sich der Verkehr wieder, gleichzeitig dringt vom Polytechnikum her der Widerhall von Parolen zu uns herüber. Als wir den Omonia-Platz erreichen, herrscht plötzlich ein ganz anderes Klima, die Wüste Sahara ist Übergangslos zum Amazonas-Dschungel geworden. Wagen stehen dicht an dicht auf dem Platz, die Fahrer auf der Suche nach einem Ausweg hinter ihrem Lenkrad hupen wie besessen. Ein paar verirrte Touristen stehen mit ihrem Gepäck mitten auf dem Platz, den schreckerfüllten Blick auf das Chaos gerichtet. Offenbar ist es ihnen unbegreiflich, wie sie plötzlich im Dschungel landen konnten, wo sie doch auf die Kykladen wollten.

»Deutsche wahrscheinlich«, meint der Fahrer.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Franzosen und Italiener sind so etwas eher gewohnt. Deutsche reagieren da schnell schockiert und kriegen Angst vor uns. Sie haben noch nicht kapiert, dass wir keine Ausländer überfallen, sondern uns nur gegenseitig an die Gurgel gehen.«

Der junge Kollege ist ein gewandter Autofahrer. Unter wohldosiertem Einsatz der Sirene manövriert er uns geschickt durch den Verkehr. Schließlich gelingt es uns, über die Pireos-Straße bis zur Ajia-Triada-Kirche vorzudringen und gegenüber einen Parkplatz zu finden. Vlassopoulos und

Dermitsakis, meine beiden Assistenten, erwarten mich bereits am Eingang zur Ausgrabungsstätte.

»Kommen Sie, kommen Sie!«, ruft mir Dermitsakis übereifrig und mit einem breiten Lächeln im Gesicht entgegen.

»Seit wann seid ihr Workaholics?«, frage ich mit genervtem Unterton.

»Arbeit ist das halbe Leben«, bemerkt Vlassopoulos, obwohl der Spruch nicht zur Umgebung passt.

Der Tote liegt circa hundert Meter entfernt in der Nähe einer Grabstele, auf der eine sitzende Frau von einer aufrecht stehenden Figur eine Schatulle in Empfang nimmt. Die Leiche befindet sich nicht genau am Fuß der Grabstele, sondern ein Stückchen weiter links auf einer kleinen Lichtung. Im Hintergrund schwanken ein paar Zypressen im Wind.

Der Mann ist zwischen fünfzig und sechzig, trägt einen teuren dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine gestreifte Krawatte. Auf seiner Nase sitzt eine Brille mit filigraner Fassung, und seine Wangen bedeckt ein dichter grauer Vollbart.

Am ungewöhnlichsten ist jedoch seine Körperhaltung. Er liegt auf dem Rücken, die Arme vor der Brust gekreuzt und die Lider geschlossen, als hätte ihn jemand zur Bestattung aufgebahrt. Es fehlen nur der Sarg und das frisch geschaufelte Grab.

»Wer hat ihn gefunden?«, frage ich Vlassopoulos.

»Einer der Antikenwärter. Der war ganz zufällig so früh da. Er hatte nämlich am Vorabend, als er nach Hause kam, bemerkt, dass er sein Handy nicht dabei hatte. Da er vermutete, es bei der Arbeit verloren zu haben, kam er früher als sonst hierher und hat dabei die Leiche entdeckt.«

»Wissen wir schon, wer es ist?«

Vlassopoulos zuckt mit den Schultern. »Ich wollte ihn schon durchsuchen, aber dafür hätte ich ihn von der Stelle bewegen müssen. Da dachte ich mir, ich warte lieber auf die Gerichtsmedizin und die Spurensicherung.«

»Vielleicht war es auch Selbstmord«, mutmaßt Dermitsakis.

»Also hör mal! Meinst du wirklich, jemand zieht sich tod-schick an, legt sich unter die Grabstele, verschränkt die Arme und bringt sich um?«

»Hast du vielleicht schon mal so einen Selbstmörder gesehen?«, setzt nun auch Vlassopoulos nach.

»Na klar, und zwar hatte er sich vergiftet«, erwidert Dermitsakis pikiert.

»Wenn er sich tatsächlich umgebracht hat, müsste die Spurensicherung irgendein Giftfläschchen oder etwas Ähnliches in seiner Nähe finden«, entgegne ich ihm.

Man kann es nicht von vornherein ausschließen, dass sich erst vier Frauen mit Schlaftabletten umbringen und wenig später ein Mann mit Gift. Doch mich beschäftigt ein anderer Gedanke: Wenn es sich doch um Mord handelt, kann der Fundort nicht der Tatort sein.

Vom Eingang her nähert sich Stavropoulos und in seinem Gefolge die Spurensicherung. Am oberen Ende des Geländes, auf der Seite der alten Synagoge, hat sich eine Menge Schaulustiger versammelt.

Stavropoulos begrüßt mich mit seinem ewig nörgelnden Tonfall. »Können Sie Ihren Mordopfern nicht klarmachen, dass sie polizeilich abgeriegelte Gegenden meiden sollten? Wir haben alle unsere Sünden abgebüßt, bis wir endlich hier waren.«

»Nun, ich bin auch nicht mit dem Helikopter eingeflogen worden«, gebe ich zurück.

Er wirft, ohne sich hinunterzubeugen, einen flüchtigen Blick auf das Opfer. »Gehen Sie von Mord aus?«, will er von mir wissen.

»Ich gehe von gar nichts aus, ich warte auf Ihre Ergebnisse. Alles Weitere ergibt sich dann.«

Ich lasse ihn bei der Leiche zurück, um mich dem Wärter zuzuwenden, der – bekleidet mit Jeans, Stiefeln und einer Sportjacke – etwas abseits unter einer Zypresse sitzt. Als ich mich ihm in Dermitsakis' Begleitung nähere, erhebt er sich.

»Können Sie sich erinnern, wann Sie ihn gefunden haben?«, frage ich ihn, sobald wir bei ihm anlangen.

Er denkt kurz nach. »Es muss so gegen acht gewesen sein. Am Abend davor war mir beim Schlafengehen aufgefallen, dass mein Handy fort war. Dann habe ich das Nächstliegende getan und vom Festnetz aus meine Handynummer angerufen. Als es in der Wohnung nicht klingelte und auch niemand ranging, war mir klar, dass ich es irgendwo hier verloren haben musste. Also bin ich früher als sonst hergekommen, um danach zu suchen, und habe stattdessen die Leiche hier gefunden.«

»Kommt Ihnen sein Gesicht bekannt vor? Haben Sie ihn schon einmal gesehen?«

»Nein, den sehe ich zum ersten Mal«, lautet seine unmissverständliche Antwort. »Aber das hat nicht viel zu bedeuten, ich arbeite ja erst seit zwei Wochen hier.«

»Sind Sie hierher versetzt worden?«, hakt Dermitsakis nach.

»Ja, von der Griechischen Bahn. Ich bin einer von denen,

die man dort loswerden wollte. Die haben sich gesagt: Statt als Bahnwärter kann man ihn auch als Antikenwärter einsetzen, ist doch beides ein Aufpasserjob.«

Mehr hat er nicht zu sagen. Als ich das Gelände schon verlassen will, tritt ein beleibter, bärtiger Fünfzigjähriger auf mich zu.

»Merenditis, ich bin für die Ausgrabungsstätte zuständig, Herr Kommissar.« Mit diesen Worten stellt er sich vor. »Entschuldigen Sie, dass ich ein bisschen spät dran bin, aber das ganze Zentrum war, wie Sie wissen, gesperrt. Ich musste einen Riesenumweg machen.«

Mir fällt auf, dass sich der Wärter strafft und nahezu Habachtstellung annimmt. Bei der Griechischen Bahn würde er seinem Vorgesetzten bestimmt nicht so respektvoll begegnen, doch hier ist er auf ungewohntem Terrain und zieht es vor, auf Nummer sicher zu gehen.

»Haben Sie einen Blick auf das Opfer geworfen?«, frage ich Merenditis.

»Nein, ich habe mich direkt bei Ihnen gemeldet.«

»Na, dann kommen Sie mal mit.«

Ich erwarte nicht viel von Merenditis' Augenschein und finde mich prompt bestätigt. Er schaut sich den Toten kurz an und schüttelt dann den Kopf.

»Ist mir völlig unbekannt.«

»Vielen Dank. Dann will ich Sie auch nicht weiter aufhalten.«

Merenditis macht jedoch keine Anstalten zu gehen. Sein Blick wandert zwischen der Leiche und der Grabstele hin und her. »Vielleicht will uns der Täter mit der Wahl dieses Ortes etwas sagen«, meint er schließlich.

»Aha, und was wohl?«, frage ich neugierig.

»Sehen Sie, das ist die Grabstele der Hegeso, vermutlich ein Werk des Kallimachos. Was Sie hier vor sich sehen, ist natürlich eine Kopie. Das Original befindet sich im Archäologischen Nationalmuseum.«

Nach einer Pause ergänzt er: »Ach, vergessen Sie, was ich gesagt habe. Es ist eine Berufskrankheit der Archäologen, immer und überall Symbolisches zu vermuten.«

Bevor er geht, drückt er mir die Hand und nickt den Übrigen zu. Stavropoulos hat seine erste Untersuchung vor Ort beendet, seine Handschuhe jedoch noch nicht abgestreift. Die Arme des Opfers liegen jetzt an der Seite, so dass Vlassopoulos das Jackett aufknöpfen und die Taschen durchsuchen kann. Aus der rechten Innentasche fördert er ein Portemonnaie zutage, das er mir herüberreicht.

»Die anderen Taschen sind leer.«

Rasch überprüfe ich den Inhalt: 280 Euro, zwei Bank- und zwei Kreditkarten. Zumindest wissen wir jetzt, dass er keinem Raubüberfall zum Opfer gefallen ist. Zuletzt fische ich seinen Personalausweis heraus. Es handelt sich um einen gewissen Athanassios Korassidis, geboren am 13. 8. 1957. Das Dokument wurde vom Polizeirevier Pangrati ausgestellt.

»Er hat kein Handy dabei«, bemerkt Vlassopoulos.

»Das hat er vielleicht zu Hause gelassen. Für einen Selbstmord war es ja nicht unbedingt nötig.« Die andere Möglichkeit wäre: Er wurde ermordet, und der Täter hat es an sich genommen.

Dann reiche ich Vlassopoulos den Ausweis weiter. »Gib Koula Bescheid, sie soll Nachforschungen anstellen.«

Vlassopoulos zieht sein Mobiltelefon heraus, und ich wende mich an Stavropoulos. »Sind Sie auf etwas Auffälliges gestoßen? Oder ist es noch zu früh für Vermutungen?«

»Teils, teils«, sagt er. »Auf den ersten Blick ist nichts Verdächtiges festzustellen. Bei der Obduktion stellt sich möglicherweise heraus, dass er an Herzversagen gestorben ist oder Gift genommen hat. Mit Sicherheit hat er sich nicht die Pulsadern aufgeschnitten. Aber es gibt da etwas, das mich stutzig macht.«

Er dreht die Leiche auf den Bauch und deutet auf den Nacken. »Fällt Ihnen etwas auf?«, fragt er mich.

Als ich mich hinunterbeuge, erkenne ich eine Art Furunkel. »Da ist eine kleine Schwellung, so etwas wie ein Mückenstich.«

»Sehen Sie etwas genauer hin.«

Er kramt in seiner Arzttasche, zieht eine Lupe hervor und überreicht sie mir. Ich beuge mich hinunter und betrachte die Sache aus der Nähe. Am Furunkel kann ich einen schwach geröteten Einstich erkennen.

»Was kann das sein?«

Er hebt die Schultern. »Vielleicht ist es tatsächlich ein Mückenstich, der sich entzündet hat. Vielleicht aber stammt der Einstich auch von einer Nadel.«

»Von einer Nadel?«

»Ja, von einer Spritze. Kann sein, dass ihm jemand etwas in den Nacken injiziert hat. Aber das kann ich erst nach der Autopsie mit Sicherheit sagen.«

Bevor ich Klarheit in meine Gedanken bringen kann, werde ich von Vlassopoulos unterbrochen. »Koula ist dran, Herr Kommissar.«

»Athanasios Korassidis, Herr Charitos, war ein Chirurg mit einer Praxis in der Karneadou-Straße 12 in Kolonaki. Den Familienstand konnte ich noch nicht ermitteln.«

Die Adresse im schicken Kolonaki-Viertel und der sündteure Maßanzug deuten auf eine florierende Privatpraxis hin. Sollte Korassidis Selbstmord begangen haben, warum nicht dort? Andererseits ist kaum anzunehmen, dass jemand Korassidis hierhergefahren hat, um ihn vor Ort mit einer Spritze in den Nacken zu töten. Er muss anderswo umgebracht worden sein. Aber wo? Und wieso hat man ihn auf dem antiken Kerameikos-Friedhof abgelegt? Ist an Merenditis' symbolträchtigen Vermutungen vielleicht doch etwas dran?